

AUS DEM INHALT

Musik für das Menschsein
*

Wie ein x-beliebiger jüdischer Viehhändler
*

Wunderbare Preisselbeeren
*

„Eine unverkennbar poetische Stimme“

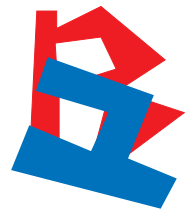
Die Stimme

MITTEILUNGSBLATT FÜR DIE BUKOWINER

Verlag: H.O.B. - Landsmannschaft der Bukowiner. Gegründet von Dr. Elias Weinstein s.A.
Nr. 812 76. Jahrgang DEZEMBER 2020

Redaktion: Derech Ben Gurion 24, 5257345 Ramat Gan,
Tel. 03-5226619 (montags und mittwochs 8:30 bis 12:00), Fax. 03-6016205

E-mail: bukovina@netvision.net.il • Internet: www.bukowina.org.il



ארגון עולמי של יהודי בוקובינה

Gheorghe Alexianu war Gouverneur von Transnistrien

Grausam und unerbittlich

Der Name Gheorghe Alexianu mag so manchem überhaupt nichts sagen. Anderen hingegen läßt er das Blut in den Adern gerinnen. Was hat dieser Mann mit den Bukowiner Juden zu tun?

Gheorghe Alexianu wurde am 19. August 1941 vom rumänischen Diktator Ion Antonescu zum Gouverneur von Transnistrien ernannt. Diesem Fleckchen verfluchter Erde, das vom Blut von Hunderttausenden Bukowiner Juden getränkt ist. Als Gouverneur war Alexianu ein „inoffizielles“ Mitglied der rumänischen Ministerversammlung. Am 19. Juni 1941 war er bei einem Meeting von Antonescus Regierung zugegen, auf dem entschieden wurde, der Sowjetunion den Krieg zu erklären.

Nachdem sowjetische Partisanen am 22. Oktober 1941 einen Bombenanschlag auf Einheiten der rumänischen Armee veranschlagt hatten, die in Odessa stationiert waren, orderte Alexianu als Regierungsvertreter Vergeltung an und überwachte höchst persönlich die Massaker vom November 1941. Als Gouverneur von Transnistrien sorgte er dafür, daß Ghettos und Konzentrationslager errichtet wurden, um die deportierten Juden aus der Bukowina und Bessarabien dort aufzufangen. Doch den Vertriebenen standen zuvor noch Höllenqualen bevor: auf Alexianus Anordnung hin mußten sie nicht enden wollende Märsche durch die gefrorene Steppe ertragen. Viele waren den Strapazen nicht gewachsen, wer zu schwach war, um weiter mitzu-

laufen, wurde schlicht am Wegesrand erschossen - die leblosen Körper wie Abfall am Wegesrand liegengelassen. Alte Menschen, Gebrechliche und Kinder, sowie schwangere Frauen hatten keine Chance, diese Torturen lebend zu überstehen. Die, die die „Todesmärsche“ überstanden hatten, zwang er in den Lagern zu harter, körperlicher Arbeit unter beinahe unvorstellbaren Bedingungen. Der Hunger und die grassierenden Epidemien, die auf fehlende Hygiene-Einrichtungen zurückzuführen waren, taten ihr Übriges und ließen die deportierten Juden sterben wie die Fliegen. Mindestens 400.000 Bukowiner Juden und ihre Landsleute aus Bessarabien starben während Alexianus Amtszeit in Transnistrien.

Nachdem er am 26. Januar 1944 durch General Gheorghe Potopescu in seinem Gouverneursamt ersetzt wurde, wurde er im August des selben Jahres verhaftet und zusammen mit Ion und Mihail Antonescu nach Moskau geschickt. Nachdem Rumänien seine Auslieferung beantragt hatte, wurde er



Gheorghe Alexianu in Transnistrien

schließlich im April 1946 an die rumänischen Behörden übergeben, die ihn wegen Kriegsverbrechen vor Gericht stellten. Dort wurde er zum Tode verurteilt und am 1. Juni 1946 exekutiert.

Doch wer war dieser Gheorghe Alexianu, der Mann, der sich die grausamsten Methoden ausgedacht hatte, um das bukowinische Judentum mit Haut und Haaren zu vernichten? Dem anerkannten Historiker Raul Hilberg zufolge, waren Alexianus Maßnahmen selbst den deutschen Nazis zu überhastet und zu extrem. Er schrieb: „*Es gab Situationen, in denen die Deutschen sogar intervenierten, um Alexianus hartes Durchgreifen einzudämmen und zu verlangsamen. In diesem Zeitraum war den Deutschen das Vorgehen der Rumänen für ihre eigene Bürokratie zu rasant.*“

Gheorghe Alexianu wurde am 1. Januar 1897 als ältester Sohn des aromanischen Schäfers Ovanez geboren, der in der zweiten Hälfte des 19th Jahrhunderts aus der Wallachei nach Pindus hatte fliehen müssen, um der erzwungenen Islamisierung durch die Türken zu entkommen. Ovanez kam mit Schaafherden in Moldawien in der Gegend um Panciu an, wo er sich nach kurzer Zeit niederließ.

1915 mit 18 Jahren verließ Gheorghe Alexianu Moldawien, um in Bukarest Rechtswissenschaften zu studieren. Nur ein Jahr später, im Dezember 1916, nachdem Rumänien in den Ersten Weltkrieg eingetreten war, meldete er sich freiwillig zur rumänischen Armee.

Nach Ende des Ersten Weltkrieges kehrte er 1918 nach Bukarest zurück, um sein Rechtsstudium an der Bukarester Universität zu beenden. Nach seinem Abschluß arbeitete er ein Jahr als Professor für Philosophie und Geschichte an einer Hochschule in Ramnicu Valcea. Danach kehrte er nach Bukarest zurück, um sein Doktorat in Rechtswissenschaften an der dortigen Universität abzuschließen. Von 1927 bis 1938 war er danach außerordentlicher Professor für öffentliches Recht an der Universität von Czernowitz.

Seine Karriere im öffentlichen Dienst begann er danach als Gouverneur des Landes Suceava mit der Hauptstadt Czernowitz. Am 1. Dezember 1938 wurde das Gesetzesdekret Nummer 169/1938 von der rumänischen Regierung erlassen, in dem den jüdischen Einwohnern sämtliche Bürgerrechte aberkannt wurden. Doch Gheorghe Alexianu legte das schon extreme Gesetzesdekret besonders mißbräuchlich aus und fügte einige eigene „Ergänzungen“ hinzu. Unter anderem orderte er an, daß sich alle jüdischen Bewohner zu registrieren hatten und legte ihnen „unmißverständlich“ nahe, ihren Besitz und ihre Geschäfte innerhalb von 14 Tagen zu veräußern. Ende Januar 1939 wurde er von seinem Posten als Gouverneur des Suceava-Bezirks enthoben, nachdem es ihm nicht gelungen war, die sozialen und politischen Probleme der Bukowina zu lösen.

Bärbel Rabi

Zu Chanukka

Wundern über das Wunder

„Man fand nichts als ein einziges Krüglein mit reinem Öl, das mit dem Siegel des Hohepriesters versehen war; es war jedoch nur noch genug Öl darin, um einen Tag zu brennen. Da geschah ein Wunder, und es brannte acht Tage lang – bis man Oliven gestoßen und Öl gewonnen hatte.“ So berichtet der Babylonische Talmud im Traktat Schabbat 21b.

Doch wenn man diese Überlieferung kritisch hinterfragt, stellen sich mehrere Probleme: Die Geschichte wird nicht in den Makkabäerbüchern erwähnt, sondern nur im Talmud, und zwar fast 700 Jahre, nachdem sie passiert sein soll. Und in den Makkabäerbüchern feierten die jüdischen Helden acht Tage Sukkot – nicht Chanukka.

Laut Talmud brauchten die Makkabäer also Öl für ihre Lampen. Aber wie viel Öl und für wie viele Lampen? Laut dieser Geschichte dauerte es acht Tage, bis sie neues Öl vorbereitet hatten. Und wenn sich das Wunder wirklich im Wintermonat Kislew ereignete – wie viele frische Oliven waren dann überhaupt noch übrig?

Außerdem, hätte man in einer Zeit der Not das Öl nicht schneller pressen können? War es für Gott wirklich wichtig, daß das Öl aus einem Krug mit einem „Tempel-Stempel“, also dem „Hechscher“ (Koschersiegel) des Hohepriesters stammte? Die Makkabäerbrüder, auch wenn sie alle Kohanim waren, hätten den Tempel gar nicht betreten dürfen. Es gibt vieles, worüber man sich bei der Chanukkageschichte wundern kann. Das hebräische Wort für Öl ist „Schemen“. Dazu gibt es ein Wortspiel: „Schem tow, mischemen tova“ – ein guter Ruf ist besser als gutes Öl. Die Makkabäer nahmen irgendwann den Namen „Chaschmonaim“ an – keiner weiß, warum. Könnte es etwas mit „Schemen“ zu tun haben? Oder mit dem Wort „Schmona“ – Hebräisch für „acht“ (Tage des Chanukafests)?

Auch abgesehen vom Ölwunder ist Chanukka für viele ein problematisches Fest – deswe-

gen macht man daraus eine Kinderparty, statt gründlich darüber nachzudenken. Gerade in einer Zeit, in der religiöser Fundamentalismus einen schlechten Ruf hat, ist es schwierig, die heldenhaften Taten der Makkabäer ohne Kritik und Sorge zu interpretieren. Für die rabbinischen Gelehrten war Chanukka nahezu unbedeutend. Das ist leicht zu verstehen. Erstens geht es um den Tempel. Die Rabbiner waren aber keine Priester und hatten eine sehr kritische Perspektive auf das Tempelritual. Zweitens, warum sollte man feiern, daß der Tempel im Jahr 167 v.d.Z. wiederingeweiht worden war, wenn er schon im Jahr 70 n.d.Z. erneut zerstört wurde? Über Purim gibt es ein eigenes Buch im Tanach, der Hebräischen Bibel. Über Chanukka finden wir kaum etwas. Die Makkabäerbücher wurden nicht in den Kanon aufgenommen und erst später überliefert – ausgerechnet auf Griechisch! Das spätere Gebet „Al HaNissim“ („Über die Wunder“) dankt Gott für sein Eingreifen – obwohl Gott in den Makkabäerbüchern nicht aktiv vorkommt.

Man könnte sogar fragen: Wie war es möglich, daß Gott es zuließ, seinen Tempel vom hellenistischen Establishment, von Kollaborateuren mit der Regierung der Besatzer, entweihen zu lassen? Man singt gerne über einen Kampf der „Juden gegen die Griechen“ – doch so einfach war es in Wirklichkeit nicht.

Viel später, im Mittelalter, hat jemand eine Megillat Antiochos geschrieben, aber die Makkabäer waren in der jüdischen Überlieferung keine Vorbilder. Erst der Zionismus brauchte solche Helden: Juden, die zur Waffe greifen, wenn es nötig ist; stolze Juden, die keine wehrlosen Opfer sein wollen.

Zurück zum Öl: An Chanukka ißt man alles, was in Fett gebraten wird – vor allem Latkes und Sufganiot. Daß das dick macht, ist natürlich kein Wunder.

Rabbiner Walter Rothschild

Nobelpreis für Literatur geht an Louise Glück

„Eine unverkennbar poetische Stimme“

Die amerikanisch-jüdische Lyrikerin Louise Glück erhält in diesem Jahr den Literaturnobelpreis. Das gab die Schwedische Akademie in Stockholm bekannt. Die 77jährige wird „für ihre unverkennbare poetische Stimme“ ausgezeichnet, mit der sie „mit strenger Schönheit die individuelle Existenz universell“ mache, sagte der Ständige Sekretär der Akademie, Mats Malm.

Louise Glück ist väterlicherseits Nachfahrin jüdischer Einwanderer aus Ungarn. Ihre Großeltern hatten in New York ein Lebensmittelgeschäft. Louise Glücks Vater Daniel war Erfinder. Ihre Mutter Beatrice starb 2011 im Alter von 101 Jahren.

Louise Glück hat für ihre Schriften in ihrer amerikanischen Heimat schon höchste Auszeichnungen erhalten.

Schon als Mädchen schrieb sie Gedichte. Nach ihrem Debüt „Firstborn“ (1968) veröffentlichte sie bislang elf weitere Gedichtbände sowie mehrere Bücher mit Essays über Poesie.

Spätestens seit „The Triumph of Achilles“ (1985) ist sie einem grö-

ßeren US-Publikum bekannt. Aktuell lehrt sie an der US-Elite-Uni Yale Englisch.

Für das Werk „Wilde Iris“ erhielt sie 1993 den prestigeträchtigen Pulitzer-Preis, 2014 bekam sie den National Book Award für „Faithful and Virtuous Night“. Glück war zeitweise Vorsitzende des Literaturkomitees der American Academy of Arts and Letters, zudem auch im Führungszirkel der Academy of American Poets.

Die Nobelpreise sind diesmal mit zehn Millionen Schwedischen Kronen (etwa 950.000 Euro) pro Kategorie und damit einer Million Kronen mehr als im Vorjahr dotiert.

Offiziell gewürdigt werden die Nobelpreisträger traditionell am 10. Dezember, dem Todestag von Preisstifter und Dynamit-Erfinder Alfred Nobel. Die prunkvollen Preiszeremonien, auf denen die Geehrten dann üblicherweise ihre Medaillen und Diplome erhalten, finden in diesem Jahr wegen der Corona-Pandemie nicht statt.

Steffen Trumpf

Finanzausschuß aktualisiert Leistungssätze für Opfer

Der Finanzausschuß der Knesset unter Vorsitz des Abgeordneten Moshe Gafni (Yaadut HaThora) hat am 13. Oktober 2020 beschlossen, die Leistungssätze für Holocaust-Überlebende retroaktiv von Oktober 2019 bis Ende 2020 zu „aktualisieren“ und stellte dafür eine Summe von insgesamt 58 Millionen Shekel bereit. Für den Einzelnen bedeutet dieser Beschluß, daß er anstelle von bisher 2.420 Shekeln im Monat nun mit einer Summe von 2.453 Shekeln rechnen kann – ganze 33 Shekel mehr.

Collette Avital, Vorsitzende der Dachorganisation der Holocaustorganisationen, zeigte sich angesichts des geringen Anstiegs der Zuwendungen für

die Holocaust-Überlebenden wenig begeistert: „In einer Zeit, in der wir uns ganz besonders um die Bedürfnisse der noch verbliebenen Opfer der Shoah kümmern müssen, sind die zusätzlichen 33 Shekel im Monat wirklich lachhaft. Gerade einmal 3 Laiber Brot im Monat sind der Gegenwert für diese Summe.“

Außerdem wies sie darauf hin, daß die Organisationen in diesem Jahr **keine (!)** finanziellen Zuwendungen staatlicher Seite erhalten haben, obwohl sich die Organisationen während der Corona-Krise besonders um die Opfer hätten kümmern müssen. Da müsse dringend nachgebessert werden. *bra*

Vor 75 Jahren - im Lager von Bergen-Belsen

Musik für das Menschsein

Juli 1945: Der Krieg in Deutschland ist vorbei. Tausende Menschen waren von den Alliierten aus den Konzentrationslagern befreit worden. Viele Überlebende fanden sich als Heimatlose wieder.

Sie hatten zwar die Todesmaschinerie der Nationalsozialisten überlebt, aber kein zu Hause mehr, wußten nicht wohin oder konnten zu dem Zeitpunkt aus Deutschland nicht weg. Einige ehemalige Zwangsarbeiter, KZ-Häftlinge und Juden lebten mehrere Jahre in Camps in Deutschland.

Für diese sogenannten Displaced Persons (DP) spielten der Geiger Yehudi Menuhin und der Pianist Benjamin Britten wenige Wochen nach Kriegsende in Deutschland Konzerte. Mehrere Tage fuhren sie durch die britische Besatzungszone – im Gepäck „mehr oder weniger die gesamte Violinliteratur“, wie Menuhin später schreibt. Am 27. Juli 1945 spielten sie zwei Konzerte im größten DP-Camp Bergen-Belsen.

Das Konzentrationslager in der Lüneburger Heide wurde am 15. April von britischen Truppen befreit. Schätzungen zufolge waren von 1939 bis 1945 etwa 120.000 Menschen dort gefangen, mehr als 50.000 starben, Tausende ausgemergelt und krank noch lange nach der Befreiung. Nach dem Krieg wurden in der ehemaligen Wehrmachtskaserne in der Nähe Unterkünfte eingerichtet für Überlebende, die sich vor allem in zwei Gruppen teilten: polnische Katholiken und Juden aus Osteuropa.

Die Musik sollte Hoffnung und ein Stück Menschsein zurückgeben, beschreibt Menuhin, selbst in einer jüdischen Familie aufgewachsen, in seiner Autobiografie das Anliegen der ungewöhnlichen Konzertreise. „Wie viele Juden oder Nichtjuden in diesen Tagen sah ich mich einer Wirklichkeit konfrontiert, die jegliche Vorstellungskraft überstieg und von mir, dem unversehrt Gebliebenen, Trauer, Reue und Mitgefühl den Überleben-

den gegenüber forderte.“

Berichte von Augenzeugen legen nahe, daß die Auftritte von den Überlebenden mit gemischten Gefühlen aufgenommen wurden, gibt die Historikerin Katja Seybold von der Gedenkstätte Bergen-Belsen zu bedenken.

Bei den Konzerten prallten Welten aufeinander. Eineinhalb Stunden klassische Musik, darauf konnten sich viele Überlebende zu diesem Zeitpunkt gefühlsmäßig nicht einlassen. Auf der einen Seite zwei Musiker aus dem Ausland, die während des Kriegs weitgehend fernab in den USA lebten, die Anteil nehmen wollten, aber keine realistische Vorstellung von der Lage der Menschen in den Konzentrationslagern hatten – auch wenn Menuhin während des Krieges mehrfach für Soldaten der Alliierten gespielt hatte. Auf der anderen Seite Menschen, denen die Nationalsozialisten alles genommen hatten.

Obwohl auch Überlebende im DP-Camp bereits Konzerte veranstaltet hatten, um „mit Musik einen Bezug zum alten Leben und eine Perspektive herzustellen“, sei das Publikum sehr unruhig gewesen, sagt Seybold. „Es gab zunächst auch keinen Applaus.“ Die meisten störten sich daran, deutschen Komponisten wie Johann Sebastian Bach und Ludwig van Beethoven zuhören zu müs-

sen, fragten, warum nicht etwas Jüdisches gespielt werde.

Als „wunderbaren Abend“ beschrieb dagegen Cellistin Anita Lasker-Wallfisch das Erlebnis. Sie überlebte Bergen-Belsen und zuvor Auschwitz, wo sie im Mädchenorchester gespielt und die Musik wahrhaftig ihr das Leben gerettet hatte. „Daß Menuhin geigerisch vollendet gespielt hat, ist wohl überflüssig zu erwähnen. Was seinen Begleiter Benjamin Britten betrifft, kann ich nur sagen, daß ich mir etwas Wunderbareres kaum vorstellen konnte. Man hat überhaupt nicht gemerkt, daß da begleitet wird, und trotzdem mußte ich wie gebannt auf diesen Mann sehen, der auf seinem Stuhl saß, als ob er nicht bis drei zählen könnte, und so vollendet schön spielte.“

Die Historikerin sagt: „Wesentliche Informationen zu den Konzerten sind nicht überliefert, und zum Teil widersprechen sich Aussagen auch.“ Weder ist klar, wer die Initiative für die Konzerte ergriff, noch was genau gespielt wurde.

Britten äußerte sich öffentlich nie zu den Erlebnissen in Bergen-Belsen, Menuhin nur unkonkret – dennoch scheint die Erfahrung bei beiden Spuren hinterlassen und ihr Wirken beeinflusst zu haben.

Menuhin schrieb rückblickend: „Solange ich lebe, werde ich diesen Nachmittag nicht vergessen.“

Besondere Anfertigung

Corona-Maske für 1,3 Millionen Euro

Der besondere Mund- Nasenschutz als Statussymbol: Ein Juwelier in Israel arbeitet in der Coronakrise an einem ganz besonderen Accessoire: Der Schmuckdesigner fertigt für einen chinesischen Geschäftsmann aus Shanghai eine Maske im Wert von 1,3 Millionen Euro an – den Angaben zufolge die teuerste Maske weltweit.

Sie besteht aus 18-Karat-Gold und ist mit etwa 3600 Diamanten besetzt, erklärte Sharon Caro, Mitarbeiterin des Unternehmens *Ivel*.

Für die Arbeit an der Maske sind 25 Juweliere und Diamantensetzer eingeplant. „Der besondere Kunde hatte drei Wünsche: Es sollte die teuerste Maske der Welt sein, sie sollte bis zum 31. Dezember fertig gestellt sein und den medizinischen Anforderungen und Normen entsprechen“, sagte sie.

In der Maske sorgt ein austauschbarer Filter des Typs N99 für Schutz vor dem Coronavirus. dpa

Museum macht wieder auf

Das Israel-Museum in Jerusalem öffnet nach der erzwungenen Corona-Pause wieder. Ermöglicht wird dies durch eine Großspende aus den USA in Höhe von vier Millionen Dollar. Das teilte Museumsdirektor Ido Bruno mit.

Durch diese Spende könne das Museum seine Mitarbeiter nun wieder voll bezahlen. Von den 400 festangestellten und 400 freiwilligen Mitarbeitern des Museums hatten nur noch 50 gearbeitet, die übrigen wurde in Zwangsurlaub geschickt. Wegen der langdauernden Schließung hatte das Museum ein gewaltiges Defizit gemacht.

Nur wenige Tage vor Bekanntwerden der Spende hatten sich 270 Mitarbeiter vor dem Museum versammelt, um gegen die geplante dauerhafte Kürzung ihrer Gehälter um fünf Prozent zu protestieren. efg

Herzlichen Glückwunsch zum „runden“ Geburtstag

wünschen wir von Herzen unserem langjährigen Vorstandsmitglied

Herrn Julku Klein

Mögen Sie noch lange bei guter Gesundheit den „Weltverband der Bukowiner Juden“ mit Rat und Tat begleiten!

Vor einem Jahr verstarb die Czernowitzer Schriftstellerin Margit Bartfeld-Feller s.A.

Wunderbare Preisselbeeren

Wir stehen vor dem Yom-Kippur-Feiertag des Jahres 2000, doch die Unruhen in Israel mit den Arabern sind aufregend und ernst. Mein Enkel dient schon fast ein Jahr beim Militär, ist mutig und standhaft, doch die Herzen seiner Lieben sind voller Angst und Ungeißheit. Unzählige Anrufe von besorgten Freunden, auch aus dem Ausland...

Die brenzlige Situation läßt keinen gleichgültig. Das warme Mitgefühl und die Anteilnahme, wie paradox es auch klingt, steigert unter anderem unsere immer zunehmende Unruhe. Gleichzeitig ist es aber auch eine große Unterstützung und ein stiller Trost.

Anita, meine Tochter, will mir unbedingt einen Artikel aus der russischen Zeitung „Westi“ über den israelischen Dichter Jehuda Amichai vorlesen, anscheinend um mich abzulenken und auf andere Gedanken zu bringen und auch, weil ihr seine Weltanschauung gefiel und viel bedeutet. Unwillig unterbreche ich sie mit der Bitte, mit dem Lesen aufzuhören, doch Anita liest hartnäckig weiter. Ich sitze abwesend da, ihre leise monotone Stimme plätschert an mir vorbei.

Plötzlich wie verwandelt, werde ich aufmerksam. Ich bin ganz Ohr, als ich Amichais Äußerung höre: „... Am wichtigsten ist nicht, glücklich zu sein, sondern fähig zu sein, das Glück zu fühlen...“ Ich unterbreche Anita kurz und bitte sie, mir nochmals diese paar Zeilen zu wiederholen, damit ich sie schnell ins Deutsche übersetzen und besser erfassen kann. Das vor einer Weile noch verschwommene Bild bekommt auf einmal Gestalt und Farbe. Die treffenden Worte des Dichters erregen in mir Umriss eines ganz bestimmten Erlebnisses und erinnern mich an ein gewisses aufregendes Glücksgefühl, das ich vor vielen Jahren empfand und bis heute in mir bewahrte.

Ich bin in die Vergangenheit eingehüllt...

Es ist Sommer in Sibirien, wir haben beschlossen, ganz allein und selbständig ein Haus zu bauen. Jetzt nach so vielen Jahren klingt es ganz unwahrscheinlich, denn wir - Kurt, mein Mann, und ich - sind zwei junge Menschen als Baumeister, Arbeiter und was noch so alles dazu gehört völlig unerfahren. Mit Säge, Hacken und Stemmeisen ausgerüstet gehen wir in den nahen Wald, um als allererstes große Holzbalken fürs Haus vorzubereiten. Wohlgemut und hoffnungsvoll, vom „Zukünftigen“ träumend und Pläne schmiedend, dringen wir immer tiefer in den Taigawald ein, bis Kurt den richtigen Platz findet, um die Bäume, die sich für die Balken eignen, zu fällen. Komisch, als wenn wir uns immer mit dieser Arbeit beschäftigt hätten, hacken wir Bäume an, putzen und reinigen sie von den Ästen und dann sägen wir lange Stämme für unser zukünftiges „Traumhaus“.

Die Sommer in Sibirien nach den langen, frostigen Wintern, sind kurz, jedoch sehr heiß. Unsere Brotschnitte mit einer dünnen Schicht Kartoffelpüree (statt Butter) bestrichen hatten wir schon längst bei unserer ersten Ruhepause verzehrt. Die stetig zunehmende Hitze, Durst und Müdigkeit beginnen, immer mehr zu plagen und zu irritieren. Kurt, der viel standhafter ist und eine



Die Schriftstellerin Margit Bartfeld-Feller s.A.: 50 Jahre in Sibirien.

größere Ausdauer besitzt, läßt mich kurz allein. Als er zurückkommt, schmunzelt er mich gutmütig an: „Mach die Augen fest zu, denn ich will dich mit etwas ganz Wunderbarem überraschen...“ Müde, fast willenlos fühle ich, wie Kurt mich auf den Arm nimmt und einige Schritte tiefer in den Wald trägt. Dann legt er mich sachte auf den moosigen Boden, der mich wie etwas Weiches, Zärtliches empfängt und umfaßt.

Ich spüre das Atmen der Erde, ihre Wärme und sanfte Berührung. Kurts leise vielverheißende Stimme klingt ganz nah an meinem Ohr: „... und jetzt öffne bitte die Augen!“ Durch die schmale Ritze der zugekniffenen Augen eröffnet sich langsam meinem Blick das Bild des unwahrscheinlich blauen, reinen Himmels, der durch das dunkle Grün der gigantischen Zedernkronen leuchtet. Ein leises Summen der Insekten und Mücken dringt an mein Ohr. Ich werde wie verzaubert den Kopf: Oh, was für eine berausende Pracht! Reife, rote Auslese-Preisselbeeren, die wie kostbare Perlen auf ihren Stängelchen direkt bis zu meinem Mund reichen, sich mir anbieten. Es ist wie ein rettender Wink der Natur, ein schimmerndes, unnatürlich glänzendes Meer von roten Beeren.

Ich genieße die saftige Süße dieser „Gottesgabe“ und fühle sofort, wie sich meine Kräfte regenerieren. Eine erfrischende Oase im endlosen, dunklen Urwald, die bei mir eine Flut menschlicher Gefühle auslöst. Vergessen sind Durst, Müdigkeit, Hunger, die schwere Nachkriegszeit, sogar unser vermeintliches Traumhaus.

Jetzt zählt nur noch das Verständnis meines vertrauten Freundes, meine grenzenlose Dankbarkeit, die mich überwältigende Begeisterung und die Fähigkeit, das unbeschreibliche Glück des Augenblicks zu fühlen und zu genießen.

Margit Bartfeld-Feller s.A.

Claims Conference

Zusatzzahlungen vereinbart

Bei den jüngsten Verhandlungen zwischen der *Claims Conference* und der Bundesregierung sind Zusatzzahlungen für jüdische Nazi-Opfer, die in der Vergangenheit im *Hardship Fund* anerkannt wurden, vereinbart worden. Die Betroffenen erhalten zwei zusätzliche Zahlungen von jeweils 1.200 Euro. Die zusätzlichen Zahlungen im *Hardship Fund* würden sich, zusammen mit der Bewilligung von über 653 Millionen Dollar für Sozialleistungen, auf die Situation der Holocaust-Überlebenden auswirken, sagte Stuart E. Eisenstat, Vertreter der *Claims Conference*.

Die *Claims Conference* schätzt, daß etwa 240.000 Überlebende Anspruch auf diese Zahlungen haben werden. Die größten Berechtigten leben in Israel und Nordamerika.

Rüdiger Mahlo, Repräsentant der *Claims Conference* in Deutschland, sagte: „Wir haben uns bei den diesjährigen Verhandlungen insbesondere für diejenigen NS-Opfer eingesetzt, die bisher nur eine einmalige Leistung aus dem *Hardship Fund* erhalten haben. Sie sind von der Covid19 Pandemie am stärksten betroffen.“

Die Pandemie hat besonders ältere Menschen in Mitleidenschaft gezogen, und die Shoah-Überlebenden sehen sich einer Fülle gesundheitlicher, emotionaler und finanzieller Belastungen ausgesetzt.

Diese Mittel werden den Überlebenden helfen, dem dramatischen Kostenanstieg für Lebensmittel zu begegnen. Außerdem wurden auch die Mittel für Sozialleistungen für Holocaust-Überlebende um 30,5 Millionen Euro gegenüber dem Vorjahr angehoben. Das führt zu einem Jahresaufkommen von 554,5 Millionen Euro, die Deutschland für Sozialleistungen für Holocaust-Überlebende aufwendet. Zusätzlich gewährt die Bundesregierung Ehegatten von Holocaust-Überlebenden, die nach dem 1. Januar 2020 verstorben sind, eine Überbrückungszahlung von bis zu neun Monatsrenten.

efg

Neuer Roman über das Leben und Sterben des gefeierten Opernsängers Josef Schmidt aus der Bukowina

Wie ein x-beliebiger jüdischer Viehhändler

So, wie ihn das Cover des Romans zeigt, kannte ihn damals auch die Welt, zumindest die an Musik interessierte: ein offensichtlich stolz aus einem Zugabteil blickender, noch ziemlich junger Mann, dessen Mund das zufriedene Lächeln eines Siegers zeigt. Doch Lukas Hartmanns Roman „Der Sänger“ setzt genau zu jenem Zeitpunkt ein, als diese Zeiten – es sind die 30er-Jahre – für den gefeierten Opernsänger Joseph Schmidt bereits unwiderruflich der Vergangenheit angehören. Der 1904 im damals österreichisch-ungarischen Czernowitz geborene Schmidt ist in diesen Wochen, wir schreiben den Sommer 1942, auf der Flucht vor den Nazis. Mit einer Gruppe von Emigranten versucht er, aus dem Süden Frankreichs in die neutrale Schweiz zu gelangen.

Seine gesamten Habseligkeiten hat er in einem Koffer, den er immer mit sich trägt; ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner vielen Gagen hat sein Manager und Onkel Leo, dessen Schicksal im besetzten Brüssel unklar ist, eingesackt. Die Triumphe, die Schmidt in den Opernhäusern der Welt feiern und den Erfolg, den er trotz seiner geringen Körpergröße bei den Frauen genießen durfte, sind in diesen Fluchttagen nur noch blasse, manchmal sogar fast peinige Erinnerung.

Dann ist da noch die Sorge um seine geliebte Mutter, die im heimischen, von den Sowjets besetzten Czernowitz geblieben ist und um die er bangt. Hinzu kommt sein schlechtes Gewissen, weil er sich nicht um seinen kleinen Sohn gekümmert hat, weil er mit dessen Mutter nicht zusammensein konnte oder wollte.

Immerhin gelingt dem einst Gefeierten, dem Goebbels wegen dessen Gesangserfolgen

kurz nach der Machtübernahme Hitlers den Vorschlag machen wollte, „Ehrenarier“ zu werden, die Idee aber wieder verwarf, dank seines Geldes mithilfe von sogenannten Schleppern der illegale Grenzübertritt. Längst läßt die Schweiz jüdische Flüchtlinge nur noch beschränkt ins Land – die Grenze wird scharf bewacht.

Und auch in Zürich, wo Schmidts Flucht vorläufig endet, weil er hofft, daß der wohlhabende Bruder seiner Freundin Selma ihm helfen kann, dominieren die bösen Geister eines besseren Gestern: „Niemand wartete auf ihn, niemand holte ihn ab. Welche hübsche Dame hätte ihm, wie vor zwei Jahren, als er hier sein letztes Konzert gab, zur Begrüßung einen Blumenstrauß überreichen und ihn, sich niederbeugend, auf die Wangen küssen sollen?“

Kommt hinzu, daß Joseph Schmidt krank in dem vom Krieg verschonten Land ankommt. Er hustete, hatte Schwindelanfälle und konnte sich oft nur mit Mühe auf den Beinen halten. Zwar fand er eine günstige Pension in der Limmatstadt, und die Besitzerin, eine Frau Fröhlich, kümmerte sich sogar rührend um ihn – auch weil sie verstand, welche Berühmtheit ihr die traurigen Zeitläufte ins Haus gespült hatten.

Doch die Schweizer Behörden verstanden keinen Spaß und waren vor allem nicht bereit, für den berühmten Künstler, der mit dem Lied „Ein Lied geht um die Welt“ Weltruhm erlangt hatte, eine Ausnahme zu machen. Oder wie es Julius Orlow, der reiche, aber politisch einflußlose Bruder von Schmidts Freundin Selma ausdrückte: „Es war beschlossene Sache, den Deutschen zu zeigen, daß

der berühmte Joseph Schmidt gleich behandelt wird wie ein x-beliebiger jüdischer Viehhändler.“

Und so begann Schmidts Schweizer Leidensweg, der ihn ins Arbeitslager Girenbad im Zürcher Oberland führte und einige Monate später traurig und einsam, im November 1942, auf dem Jüdischen Friedhof *Unterer Friesenberg* in Zürich endete.

Denn die Verantwortlichen des Lagers Girenbad behandelten die Flüchtlinge, zu denen auch der bekannte Schriftsteller Manès Sperber gehörte, schlecht, manchmal sogar sadistisch. „Der Antisemitismus schien, entsprechend den deutschen Kriegserfolgen und der Angst vor der Wehrmacht, auch dieses tief demokratische Land infiziert zu haben“, läßt Hartmann seinen Schmidt an einer Stelle sinnieren.

Als sich Schmidts Zustand so sehr verschlechterte, daß er nach Zürich ins Spital gebracht werden mußte, fand der Sänger dort zwar die Unterstützung eines jüdischen Arztes, doch konnte der gegen die Haltung eines „in rechtsnationalen Kreisen verkehrenden“ Chefarztes nichts ausrichten. Der sah nämlich in Schmidt nur einen weiteren ungebeten Vertreter der vielen jüdischen Flüchtlinge.

Dabei hatte der Sänger noch im besetzten Frankreich das Alpenland geradezu idealisiert: „Wunderdinge hatte er gehört vom Kleinstaat, der eingekesselt war von Nazis und Faschisten und doch bisher, unter Entbehungen, seine Unabhängigkeit gewahrt habe.“ Doch nun war er so krank, daß sein Tod nur noch eine Frage von Wochen, wenn nicht Tagen war. Im Lager galt er trotz seinem elendiglichen Zustand weiterhin als „Simulant“.

Seine letzten Tage darf er dann in einer Pension in der Nähe des Lagers verbringen, was ihm nun als eine Art Paradies erscheint. Dort stirbt er und wird dann in Zürich zu Grabe getragen.

Hartmann arbeitet in die Biografie Schmidts auch Teile ein, welche in einer Art innerem Monolog die Gedanken einiger damals für die rigide Flüchtlingspolitik verantwortlichen Personen im Umfeld des Chefs der Schweizer Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, zeigen. Sie sollen unterstreichen, wozu es Lukas Hartmann auch geht: nämlich die Haltung der neutralen Schweiz Flüchtlingen gegenüber kritisch zu hinterfragen – damals, aber auch heute, wo sich die Schweiz wie alle westlichen Industriestaaten immer wieder größeren Flüchtlingsströmen gegenüber übersieht.

Daß Lukas Hartmann mit der Schweizer sozialdemokratischen Bundesrätin Simonetta Sommaruga verheiratet ist, die bis vor einem Jahr als Justizministerin auch die Verantwortung für genau diese Flüchtlingspolitik (mit)trug, ist dabei mehr als bloß eine interessante Fußnote.

Peter Bollag

*

(Lukas Hartmann: „Der Sänger“. Diogenes, Zürich 2019, 288 S., 22 €)

Geflügelte Worte

Gott gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Reinhold Niebuhr

*

Eine Beziehung wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden.

Kenneth Branagh

Internationale Kooperation wurde von Israel initiiert

Gemeinsamer Kampf gegen das Virus

Israel bringt die Länder der Welt an einen Tisch, um den Kampf gegen das Coronavirus gemeinsam aufzunehmen. Yizhar Shai, Minister für Wissenschaft und Technologie, lud 18 Minister ähnlicher Ressorts aus Europa und Lateinamerika zu einer Online-Konferenz ein, um sich über Arbeitsweisen und Neuigkeiten bei der Forschung auszutauschen.

Die teilnehmenden Länder unterzeichneten eine gemeinsame Erklärung für die Zusammenarbeit und anschließend stellte jeder Vertreter eines Ministeriums die Strategie seines Landes vor. Darunter auch der Parlamentarische Staatssekretär bei der Bundesministerin für Bildung und Forschung, Thomas Rachel. Der erläuterte die Unterstützungen verschiedener Projekte, unter anderem die Suche nach einem Impfstoff. Doch auch auf internationaler Ebene investiere Deutschland, zum

Beispiel in Programme der Welt Gesundheitsorganisation oder der EU.

„Die Pandemie zeigt uns, wie bedeutend die Kooperation ist. Denn sie ist zu groß, um sie national in den Griff zu bekommen. Internationale Zusammenarbeit ist fundamental wichtig.“ Sein Fazit: „Wir müssen aus der Krise lernen und als Gesellschaften widerstandsfähiger werden“. Auch die italienische Ministerin für Technologie und Innovation, Paola Pisano, ist überzeugt, daß die Pandemie eine gemeinsame weltweite Herangehensweise verlangt.

Pedro Duque, Minister für Wissenschaft und Innovation, in Spanien meint, daß man vor allem die grundlegende Unterstützung für die Forschung weiterführen müsse, „damit wir beim nächsten Mal besser vorbereitet sind und reagieren können“. Außerdem habe Spanien die Lektion gelernt, daß man den schnelleren und effektiveren Transfer von Wissen

möglich machen müsse. „Und dafür ist diese Plattform äußerst wichtig.“

Schwedens Ministerin für Höhere Bildung und Forschung, Matilda Ernkrans, erläuterte die Methode ihres Landes: „Obwohl unser Umgang mit Corona von vielen Ländern als ›ganz anders‹ bezeichnet wurde, war er es gar nicht sehr. Wir haben dieselben Ziele wie alle anderen Länder, Leben zu retten und das Gesundheitssystem zu schützen.“ Die Umsetzung der Maßnahmen seien in drei Bereiche unterteilt worden: Schulen für jüngere Kinder sowie Kindergärten seien stets offen geblieben. Außerdem gab es keine Anordnung, die Häuser nicht zu verlassen oder Masken zu tragen.

„Wir haben stattdessen die Bürger dazu aufgefordert, Verantwortung zu übernehmen und sie gebeten, freiwillig mitzumachen und sich so zu benehmen, daß das Virus eingedämmt wird. Und die schwedische Bevölkerung hat sich zu-

sammengetan. Als dritte Maßnahme nannte Ernkrans das „Krisenpaket“ für die Wirtschaft und Arbeitslose.

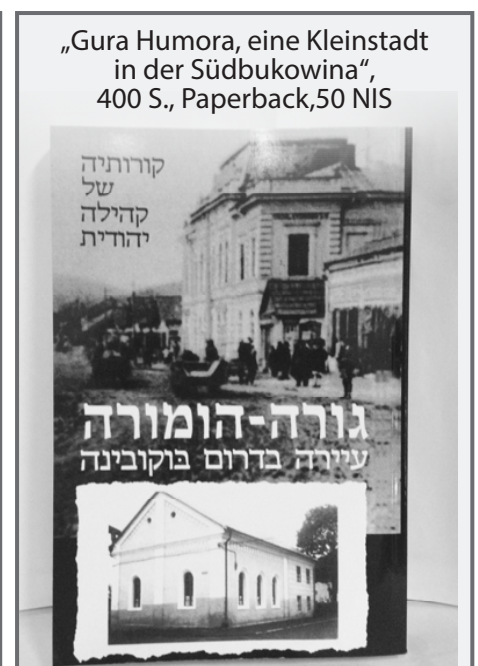
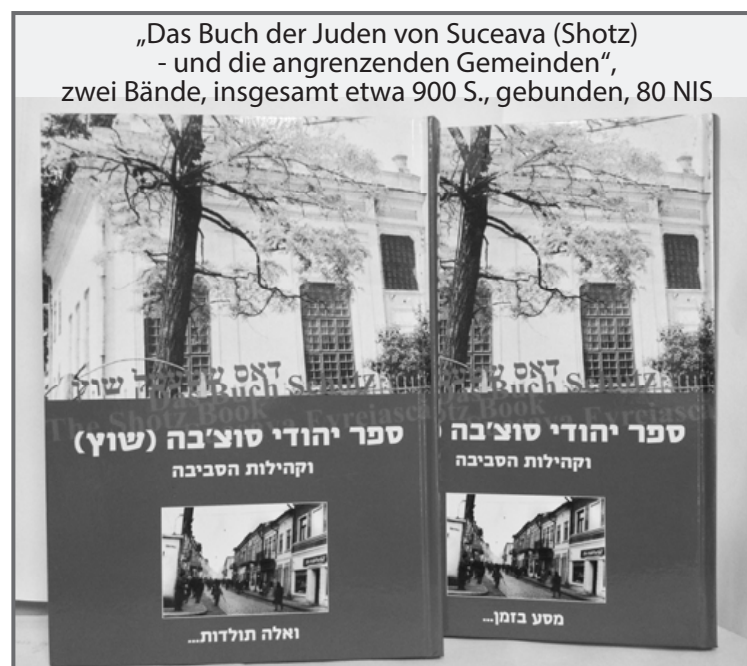
In ihrem Land sei die Zahl der Infektionen mittlerweile reduziert, der enorme Druck auf das Gesundheitssystem gemildert. „Doch unsere Methode ist eine langfristige“, machte sie klar. Menschen in der ganzen Welt würden darauf warten, daß dies alles schnell vorbei ist. „Doch soweit ist es in Schweden auch noch nicht.“

Minister Shai freute sich über den regen Austausch von Forschungsergebnissen und Wissen. „Doch die Konferenz ist erst der Anfang der internationalen Zusammenarbeit.“

Das Ministerium veröffentlichte eine Website, „die als Plattform dienen soll, um Wissen aus der ganzen Welt zu teilen. Denn nur zusammen werden wir es schaffen, das Coronavirus zu bekämpfen und so hoffentlich auch zu besiegen.“

Sabine Brandes

Der „Weltverband der Bukowiner Juden“ bietet folgende Bücher in hebräischer Sprache zum Verkauf an:



Alle drei Werke wurden von Yad Vashem unterstützt und gehören in die Bibliothek eines jeden, dessen Wurzeln in der Bukowina liegen. Alle Bücher können beim *Weltverband der Bukowiner Juden* direkt telefonisch bestellt und per Check oder Kreditkarte (zuzüglich des Portos) bezahlt werden. Unser Büro steht Ihnen für Bestellungen und Anfragen von montags bis donnerstags zwischen 8.00 und 13.00 Uhr unter 03-5226619 zur Verfügung.

Historische Dokumente vermißt

Im israelischen Staatsarchiv fehlen offenbar etwa 10.000 historisch wichtige Schriftstücke; ihr Verbleib ist unbekannt. Dazu gehören unter anderem Dokumentationen zur Ermordung von Ministerpräsident Yitzhak Rabin, zum Verfahren gegen Naziverbrecher Adolf Eichmann und zum Jom-Kippur-Krieg, wie das Journalismus- und Medienportal „The Seventh Eye“ berichtet.

Bekannt wurde das unerklärte Verschwinden der wichtigen Dokumente nach einer Anfrage der Verbraucherschutzorganisation „Hatzlacha“. Diese habe eine offizielle Liste von Dokumenten erhalten, zu deren Verbleib es keine Informationen gebe.

Bereits zuvor war bekannt geworden, daß etwa 40 Dokumente zur mutmaßlichen Entführung von Kindern jemenitischer Einwanderer nach Israel verschwunden waren. Stimmen aus dem Staatsarchiv hatten damals das Verschwinden von Akten als nicht selten bezeichnet. *kna*

Pipeline geplant

Nach Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten wird auch Öl zwischen den beiden Ländern fließen: Eine Pipeline, die zwischen den israelischen Städten Eilat und Aschkelon verläuft, soll bis in die Vereinigten Arabischen Emirate verlängert werden. Eine Absichtserklärung dafür ist bereits unterzeichnet worden.

Die Pipeline soll es den Emiratis ermöglichen, schneller Öl nach Europa zu liefern. Es sei eine bedeutende Zusammenarbeit für den globalen Energiemarkt. Angeblich sollen die Mengen dadurch um Dutzende Millionen Tonnen erhöht werden. Die Höhe des Deals läge zwischen 700 und 800 Millionen US-Dollar, so Reuters. Lieferungen könnten bereits Anfang 2021 beginnen. *efg*

Herrliche Totscherl



Öliges und Fettiges steht auf dem Speiseplan fürs Chanukakafest, um an das Wunder der Öllampe zu erinnern, die zu Chanukka acht Tage lang brannte.

Da sind die *Totscherln*, die die Bukowiner so gut aus Czernowitz kennen, doch gerade richtig. Sie sind einfach gemacht und wirklich sehr lecker.

Dazu braucht man die folgenden **Zutaten**:

- 1 mittelgroße Zwiebel, feingewürfelt
- 5 große Kartoffeln, fein gerieben
- 2 EL Mehl
- 1-2 Eier
- Salz und Pfeffer zum Abschmecken
- Öl zum Ausbraten

Zubereitung:

Die feingewürfelte Zwiebel mit den geriebenen Kartoffeln vermischen und dann gut ausdrücken, so daß die sich beim Reiben der Kartoffeln gebildete Flüssigkeit gut abtropfen kann.

Danach das Mehl und die Eier hinzufügen und gut verrüh-

ren. Mit Salz und etwas frisch-gemahlenem schwarzen Pfeffer würzen.

Reichlich Öl in einer Pfanne heißmachen, aber aufpassen, daß das Öl nicht verbrennt. Nun löffelweise die Masse in die heiße Pfanne geben und mit dem Rücken des Löffels die Kartoffel-Häufchen zu kleinen Pfannkuchlein formen.

Die *Totscherl* von beiden Seiten goldbraun ausbacken und dann auf einem Papierküchentuch vom überschüssigen Öl abtropfen lassen.

Am besten schmecken die tra-

ditionsreichen *Totscherl*, wenn sie direkt aus der Pfanne sofort gegessen werden. Etwas Puderzucker darauf streuen und mit Sauerrahm, Yoghurt oder Apfelmus servieren.

Natürlich kann man sie auch deftig verwenden. Dann bestreut man sie nicht mit Puderzucker, sondern mit frisch geschnittenem Schnittlauch und reicht geräucherten Lachs und einen leichten Weißwein dazu. Eine echte Delikatesse.

Guten Appetit und Chag Chanukka Sameach!

Wilhelmine Siegmann



Neue Statistik beweist

Viel mehr Singles

Das Zentrale Statistikbüro hat jetzt die neuesten Daten zum Heiratsverhalten der Israelis veröffentlicht.

Demnach ist mehr als ein Viertel aller Säkularen über 20 Jahren ledig. In den letzten 50 Jahren hat sich das Heiratsalter für Männer um etwa zweieinhalb Jahre und für Frauen um vier Jahre erhöht.

Israelische Männer heiraten heute mit durchschnittlich 27,5 Jahren. 1970 betrug dieses Alter noch 25 Jahre. Frauen heirateten 1970 im Durchschnitt mit 21,8 Jahren und heute erst mit 25,7 Jahren.

In Orten mit mehr als 10.000 Einwohnern gibt es einen besonders hohen Prozentsatz alleinstehender Männer und

Frauen im Alter zwischen 19 bis 25 Jahren.

Tel Aviv nimmt aber immer noch eine Sonderstellung ein. Hier beträgt der Anteil männlicher Singles in dieser Altersgruppe 85,3 Prozent und weiblicher Singles 75,4 Prozent.

Bei den 39- bis 45-Jährigen beträgt die Rate der Singles in Tel Aviv immerhin noch 30,6 Prozent bei den Männern und 26,9 Prozent bei den Frauen.

In religiös geprägten Ortschaften wie Modi'in Illit, Beitar Illit, Elad, Rechasim und Bnei Brak sowie in Städten, die für junge Familien attraktiv und erschwinglich sind, wie Ramat Gan und Givatayim, ist die Zahl der Alleinstehenden erwartungsgemäß niedriger. *efg*

Impressum

Herausgeber: *Weltverband der Bukowiner Juden,*

Chefredakteurin: Bärbel Rabi

Redaktionsschluß der März-Ausgabe: 1. Februar 2020

Die Redaktion weist ausdrücklich darauf hin, daß die Inhalte und Meinungen der veröffentlichten Artikel allein in der Verantwortung der jeweiligen Autoren liegen und nicht in der der Redaktion.

Das Büro des *Weltverbandes der Bukowiner Juden* ist montags bis donnerstags zwischen 8:30 und 12:30 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet.

Jüdisches Filmfestival 2020 in Deutschland

„Golda“ und so manches Andere

Im Mai 1978, genau vier Jahre nach ihrem Rücktritt und ein halbes Jahr vor ihrem Tod, wird Golda Meir von zwei Journalisten im israelischen Fernsehen interviewt. Nach Beendigung des Interviews nimmt die Kamera weiter auf. Golda fragt noch einmal nach, ob auch wirklich niemand hören wird, was sie nun sagt. „Nein“, versichern ihr die Journalisten, „das hier wird nicht gesendet.“

Jetzt beginnt der entspannte Teil des Gesprächs – und vor allem der Interessanteste. Es wird geraucht und geredet und wieder geraucht. Dichte Nebelschwaden erfüllen den Raum. Das Filmmaterial ist in Schwarz-Weiß natürlich. Und der Kameramann filmt weiter und weiter. Es ist natürlich überhaupt nicht in Ordnung, Interviewmaterial zu veröffentlichen, das von der interviewten Person ausdrücklich nicht freigegeben wurde. Andererseits kann man sich unschwer vorstellen, daß die Regisseure des neuen Dokumentarfilms **„Golda“** derartige Skrupel schnell überwand, als sie diese bislang unveröffentlichten Filmaufnahmen fanden. Und vielleicht würde Golda Meir heute, nachdem sie einige Zigaretten lang überlegt hätte, das Material ja tatsächlich freigeben.

Und tatsächlich sind diese nicht autorisierten Aufnahmen der alten Dame Höhepunkte des Films. **„Golda“** ist einer der besten Filme auf dem diesjährigen „Seret“-Filmfestival, das 2012 von Liebhabern des israelischen Kinos gegründet wurde, am 1. September 2020 begann und nun schon zum fünften Mal in Deutschland stattfand.

Der 90minütige Dokumentarfilm **„Golda“** konzentriert sich auf die Regierungszeit von Golda Meir, also auf die Jahre 1969 bis 1974. Den drei Filmemachern Sagi Bornstein, Udi Nir und Shani Rozanes ist es gelungen, ein ebenso fesselndes wie faires Porträt Goldas zu

zeichnen.

Unterstützt werden sie dabei von Interviewpartnern wie Uri Avnery, dem ehemaligen Mossad-Chef Zvi Zamir und natürlich Professor Meron Medzini, der fünf Jahre der Sprecher der Premierministerin war und die wohl beste Biografie über Golda Meir verfaßt hat.

Nachdem die bekannte SchauspielerIngrid Bergman Golda Meir 1982 in einem mehrfach preisgekrönten zweiteiligen Film verkörpert hatte, war es allmählich an der Zeit, daß ein gut recherchierter Dokumentarfilm über die immer noch verkannte erste Frau als israelische Premierministerin gedreht wurde.

Für Zuschauer der jüngeren Generation innerhalb und außerhalb Israels scheint der Film vielleicht sogar ein wenig Wirklichkeitsfern – gar utopisch.

Denn Golda war eine Art Politiker, die es heute nur noch selten gibt: Als die Arbeitspartei sie dazu drängte, sich für den Posten des Regierungschefs zur Verfügung zu stellen, weinte Golda. Es war nicht ihr Plan gewesen, Premierministerin zu werden. Sie war damals bereits 71 Jahre alt, längst Pensionärin und krebserkrank. Sie wollte eigentlich kürzer treten.

Golda Meir war nicht auf der Suche nach Macht, Geld, Reichtum

oder Karriere. Und sie betrachtete es nicht als ihre Aufgabe, ihr Volk zu belügen.

In dieser Hinsicht ist **„Golda“** wirklich ein etwas nostalgischer Film geworden.

Ein interessanter und wirklich sehenswerter Dokumentarfilm.

*

Der zweite Überraschungsfilm des diesjährigen „Seret“-Festivals ist **„The Prophet“**, ein Porträt des in Brooklyn geborenen, so charismatischen wie berüchtigten Aktivisten und Politikers Meir Kahane, der 1990 in Manhattan einem Attentat zum Opfer fiel.

Dem jungen israelischen Regisseur Ilan Rubin Fields ist es gelungen, einen erstaunlich ruhigen und zurückhaltenden Film über den aggressiven Provokateur Kahane zu machen, in dem er sowohl Gegner als auch Anhänger Kahanes ausführlich zu Wort kommen läßt. Auch Meir Kahane selbst, von Kritikern als „Faschist“, „Rassist“ und „Nazi“ charakterisiert, gibt der Filmemacher reichlich Raum, seine kruden Ideen zu erläutern.

1988 wurde die von Kahane gegründete *Kach*-Partei nicht mehr zur Wahl zugelassen. Der Film dokumentiert ausführlich, daß damals alle israelischen Parteien Kahane und dessen Ideen ablehnten. Er schließt mit einem Epilog, der andeuten soll, wie die von Kahane propagierte Gewaltideologie und seine grundsätzliche Ablehnung der westlichen Demokratie angeblich weiterhin das politische Leben in Israel beeinflussen.

Auch wenn das Gesetz es bisher zu verhindern wußte, daß rassistische Politiker Knessetabgeordnete werden dürfen, so weicht die Front gegen die Kahanisten allmählich auf: Tatsächlich versuchte Premier Benjamin Netanjahu mit der kahanistischen Partei **„Utzma Yehudit“**, dessen führende Vertreter auch im Film zu Wort

kommen, Anfang 2019 einen Deal zu machen, um sich Stimmen zu sichern.

Das *Seret*-Festival in Deutschland zeigte auch Yair Levs preisgekrönter Dokumentarfilm **„You Only Die Twice“**, der die erstaunliche Geschichte einer gestohlenen Identität erzählt. Levs Film war ebenso wie **„The Prophet“** und **„Golda“** nicht nur in ausgewählten Kinos, sondern wegen des Corona-Virus auch online zu sehen.

Das Festival fand in diesem Jahr auch in den Niederlanden, Großbritannien und Chile statt. **„The Rabbi from Hezbolla“** (!), **„King Bibi“** und **„Spotting Yossi“**, ein Porträt des 2006 verstorbenen Sängers und Schauspielers Yossi Banai waren weitere hochinteressante Beiträge, die allerdings in den deutschen Kinos und auch online in Deutschland nicht gezeigt wurden.

Der nicht kategorisierte Spielfilm **„Golden Voices“** des Regisseurs Evgeny Ruman gehörte zu den Highlights des diesjährigen Festivals. Der zum größten Teil russischsprachige Film erzählt die Geschichte eines Ehepaares, das in den späten 80er-Jahren, während des ersten Golfkriegs, endlich aus der Sowjetunion nach Israel auswandern darf. Beide, Viktor und Raya, waren in der Sowjetunion gefeierte Synchronsprecher und müssen sich nun in der allzu fremden Heimat ein neues Leben einrichten. Ein stiller, völlig unpathetischer, humorvoller und intelligenter Film, der sich zu Recht ausschließlich auf seine wunderbaren Hauptdarsteller Maria Belkin und Vladimir Fridman verläßt. Allein für die Chance, diesen Film sehen zu können, muß man den Macherinnen des Festivals nachträglich dankbar sein.

Die Filme des „Seret“-Festivals liefen zwischen dem 1. und 10. September in Berlin, Köln, München, Frankfurt und Hamburg.

www.seret-international.org



Golda Meir, die 4. Premierministerin des Staates Israel (1969-1974)